

(Nachdruck verboten.)

18]

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Der stellvertretende Staatsanwalt sprach sehr lange. Einmal bemühte er sich, all die verständigen Dinge zu behalten, die er sich ausgedacht; dann aber ging sein Hauptbestreben darauf hinaus, nicht eine Minute steden zu bleiben, sondern es so einzurichten, daß seine Rede, ohne zu verstimmen, fünf Viertelstunden hintereinander dahinsflog. Nur ein einziges Mal hielt er inne, aber dann kam er alsbald wieder in Zug und entschädigte die Zuhörer für diese Verzögerung durch verstärkte Beredsamkeit. Er sprach bald mit zarter, einschmeichelnder Stimme, indem er von einem Fuß auf den andern trat und die Geschwornen ansah; bald in ruhigem, geschäftsmäßigem Ton, wobei er in sein Heft guckte; bald mit lauter, überführender Stimme, wobei er sich entweder an die Zuhörer oder an die Geschwornen wandte. Nur nach den Angeklagten, die alle drei mit den Augen an ihm hingen, sah er nicht ein einziges Mal hin. In seiner Rede war der Inbegriff alles dessen enthalten, was damals in seinem Kreise in Umlauf war, und was als letztes Ergebnis aller gelehrten Weisheit damals angesehen wurde und noch angesehen wird. Da waren Vererbungstheorie und angeborene Verbrechenigenschaften vertreten, Lombroso und Lard, Entwicklungstheorie und Kampf ums Dasein, Hypnotismus und Suggestion, Charcot und Decadence.

Der Kaufmann Smjeltow war nach Definition des Staatsanwalts geradezu der Typus des mächtigen, urwüchsigen Russen mit seiner grandiosen Natur, der infolge seiner Vertrauensseligkeit und Großmut jenen tief innerlich verkommnen Subjekten zum Opfer fiel, in deren Macht er geraten war.

Simon Kartinkin war ein atavistisches Produkt der Leibes-eigenschaft, ein verdummt Mensch ohne Bildung, ohne Grundsätze, sogar ohne Religion. Euphemia war seine Geliebte und ein Opfer der Vererbung. In ihr waren alle Merkmale einer degenerierenden Persönlichkeit vertreten. Die Hauptanklasterin des Verbrechens war die Maslowa, die das Decadententum in seiner allerniedrigsten Erscheinung repräsentierte. „Diese Frau“, sagte der Staatsanwalt, ohne sie dabei anzusehen, „hat Bildung genossen; wir haben hier vor Gericht die Aussagen ihrer Wirtin gehört. Sie kann nicht nur lesen und schreiben, sondern sie versteht Französisch, ist eine Waise, trägt wahrscheinlich Kreuze des Verbrechens in sich. Sie ist in einer hochgebildeten, adligen Familie erzogen worden und hätte ehrlich von ihrer Arbeit leben können; aber sie verläßt ihre Wohlthäterinnen und wirft sich ihren Leidenschaften in die Arme. Dabei zeichnet sie sich durch ihre Bildung und namentlich, wie Sie hier, meine Herren Geschwornen, von ihrer Wirtin gehört haben, durch jene geheimnisvolle, in letzter Zeit besonders durch Charcots Schüler wissenschaftlich untersuchte Eigenschaft aus, die unter dem Namen der Suggestion bekannt ist. Mittels dieser Fähigkeit nimmt sie Besitz von dem gutmütigen, vertrauensfertigen russischen Helden Sadko (eine russische Sagenfigur) und benutzt dieses Vertrauen dazu, um ihn erst zu bestehlen und dann erbarmungslos ums Leben zu bringen.“

„Na, das scheint mir denn doch ein bißchen weit hergeholt,“ sagte lächelnd der Vorsitzende und neigte sich zu dem strengen Richter.

„Ein schrecklicher Dummkopf,“ sagte das strenge Gerichtsmitglied.

„Meine Herren Geschwornen,“ fuhr inzwischen der Staatsanwalt fort und wiegte sich grazios in der Taille. „In Ihrer Macht liegt das Schicksal dieser Personen, aber in Ihrer Macht liegt zum Teil auch das Schicksal der Gesellschaft, auf die Sie durch Ihren Urteilspruch einwirken. Dringen Sie ein in die Bedeutung dieses Verbrechens, dringen Sie ein in die Gefahr, die der Gesellschaft von solchen gewissermaßen pathologischen Individuen wie die Maslowa droht, und behüten Sie sie vor der Ansteckung, behüten Sie die unschuldigen, starken Elemente dieser Gesellschaft vor der Ansteckung, die meistens auch den Untergang bedeutet.“

Und gleichsam selbst niedergeschmettert von der Wichtigkeit der bevorstehenden Entscheidung, sank der Staatsanwalt, augenscheinlich aufs höchste von seiner Rede entzückt, auf seinen Stuhl nieder.

Der Sinn seiner Rede mit Ausschluß der Redeblüten war der, daß die Maslowa den Kaufmann hypnotisiert, sich in sein Vertrauen eingefächelt habe, dann mit dem Schlüssel, um Geld zu holen, ins Zimmer gekommen sei, hier alles für sich habe nehmen wollen, dann aber, von Simon und Euphemia überrascht, mit diesen habe teilen müssen. Sodann sei sie, um die Spuren ihres Verbrechens zu verbergen, wieder mit dem Kaufmann in den Gasthof gekommen und habe ihn dort vergiftet.

Nach der Rede des Staatsanwalts stand von der Advokatenbank ein Herr mittleren Alters im Frack und weißer, halbkreisförmig gestärkter Brust auf und hielt geschwind die Verteidigungsrede für Kartinkin und die Botchkowa. Das war der von den beiden für dreihundert Rubel angenommene Rechtsanwalt. Er rechtfertigte seine Klienten und wälzte alle Schuld auf die Maslowa.

Maslowas Aussage, wonach die Botchkowa und Kartinkin bei ihr gewesen, als sie das Geld genommen, verwarf er einfach und bestand darauf, daß ihrem Zeugnis, das von einer überführten Giftmörderin herrühre, kein Gewicht beigelegt werden könne. Das Geld, die zweitausendfünfhundert Rubel, sagte der Advokat, konnte ganz gut von zwei arbeitsamen, ehrenhaften Leuten, die bisweilen drei bis fünf Rubel von den Gästen erhielten, verdient sein. Die Barschaft des Kaufmanns aber wäre von der Maslowa entwendet und irgend jemand übergeben, vielleicht auch verloren worden, da sie sich nicht in normalem Zustand befunden. Die Vergiftung hätte die Maslowa allein besorgt.

Deswegen bäte er die Geschwornen, Kartinkin und die Botchkowa für nicht schuldig der Entwendung des Gelds zu erklären; wenn sie sie aber der Entwendung des Gelds für schuldig erklärten, so möchten sie bei beiden doch die Teilnahme an dem Giftmord und die vorläufige Ueberlegung ausschließen.

Zum Schluß bemerkte der Advokat, mit einem Seitenhieb auf den Staatsanwalt, daß die glänzenden Ausführungen des Herrn Kollegen von der Staatsanwaltschaft über die Vererbungstheorie, wenn sie auch wissenschaftlich die Frage der Vererbung erläuterten, in diesem Fall doch deplaciert wären, da die Botchkowa eine Tochter — unbekannter Eltern sei.

Der Staatsanwalt schrieb wütend und bissig etwas auf sein Papier und zuckte in verächtlichem Erstaunen die Achseln.

Hierauf stand der Verteidiger der Maslowa auf und ließ schüchtern und stockend seine Verteidigungsrede vom Stapel. Er leugnete nicht, daß die Maslowa an der Entwendung des Gelds beteiligt sei und bestand nur darauf, daß sie nicht die Absicht gehabt, Smjeltow zu vergiften, sondern ihm das Pulver nur gegeben, damit er einschlief. Er wollte auch Beredsamkeit einfließen lassen und entwarf eine Schilderung, wie die Maslowa von einer Mannsperson in das lasterhafte Leben hineingezogen sei, die straflos ausgegangen, während sie die ganze Schwere ihres Falls tragen müßte; aber dieser Exkurs auf psychologisches Gebiet mißlang so vollständig, daß alle sich schämten. Als er dann noch etwas von der Grandsamkeit der Männer und Hilfslosigkeit der Frauen nimmelte, empfand der Vorsitzende den Wunsch, ihm zu Hilfe zu kommen, und bat ihn, sich an das Wesentliche zu halten.

Nach diesem Verteidiger erhob sich wieder der Staatsanwalt und verteidigte seine Ausführungen über die Vererbung gegen den ersten Verteidiger. Wenn die Botchkowa auch die Tochter unbekannter Eltern sei, so werde die Michtigkeit der Vererbungslehre dadurch keineswegs über den Haufen geworfen; das Gesetz der Vererbung sei von der Wissenschaft derartig fest gegründet worden, daß man nicht nur Verbrechen aus Vererbung, sondern sogar Vererbung aus Verbrechen herleiten könne. Was aber die Voraussetzung der Verteidigung anbetraf, nach welcher die Maslowa dem Lasterleben von einer hypothetisch angenommenen Mannsperson zugeführt worden sei (er sprach die Worte „hypothetisch angenommen“ ganz besonders giftig aus), so sprächen alle Thatfachen eher dafür, daß sie wie Verführerin vieler gewesen wäre und viele

Opfer anzuliefern hätte, die durch ihre Hände gegangen. Nach diesen Worten setzte er sich wie ein Sieger nieder.

Dann wurden die Angeklagten gefragt, was sie zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen hätten.

Euphemia Woschkowa wiederholte, daß sie von gar nichts wüßte und bei nichts beteiligt wäre, und wies hartnäckig auf die Maslowa als die allein Schuldige hin. Simon wiederholte nur mehreremal: „Sie haben zu sagen: ich bin unschuldig, ohne Grund.“

Maslowa sagte gar nichts. Auf die Aufforderung des Vorsitzenden, zu sagen, was sie zu ihrer Verteidigung vorzubringen hätte, erhob sie wie die Augen auf ihn, sah sich nach allen um wie ein gehektes Tier, schlug dann sofort die Augen nieder und fing laut schluchzend an zu weinen.

„Was haben Sie?“ fragte der Kaufmann den neben ihm sitzenden Nechjudow, dem er hatte einen seltsamen Ton vernommen, den Nechjudow plötzlich von sich gab. Der Ton war ein miederdrücktes Schluchzen.

Nechjudow hatte noch immer nicht die ganze Bedeutung seiner gegenwärtigen Lage erfaßt und schrieb das kaum verhaltene Schluchzen und die Thränen, die ihm in die Augen traten, seiner Nervenstärke zu. Er setzte sein Pincenez auf, um die Thränen zu verbergen, zog dann sein Taschentuch heraus und begann sich anzuschmupfen.

Furcht vor der Schande, mit der er sich bedecken würde, wenn alle hier im Gerichtssaal seine Handlungsweise erführen, störte die in ihm vorgehende, innerliche Arbeit. Diese Furcht war in dieser ersten Zeit stärker als alles andre in ihm.

### Zweihundzwanzigstes Kapitel.

Nach den letzten Worten der Angeklagten und den Besprechungen der Parteien über die Form der Fragestellung, die noch ziemlich lange dauerten, wurden die Fragen gestellt, und der Vorsitzende begann sein Resumee.

Obgleich er gern recht bald mit der Sache fertig werden wollte, war er doch so an seine Thätigkeit gewöhnt, daß es, als er einmal zu reden begannen, schon kein Zurückhalten mehr für ihn gab; so belehrte er die Geschwornen eindringlich, daß, wenn sie die Angeklagten schuldig fänden, ihnen das Recht zustände, sie schuldig zu sprechen; wenn sie sie aber unschuldig fänden, das Recht, sie für unschuldig zu erklären. Wenn sie sie aber in einem Punkt schuldig und in dem andern unschuldig fänden, könnten sie sie in dem einen Punkt für schuldig und im andern für unschuldig erklären. Dann setzte er ihnen auseinander, daß sie, wenn auch dieses Recht ihnen gewährt sei, dasselbe doch mit Vernunft in Anwendung bringen müßten. Er wollte ihnen ferner erklären, daß, wenn sie auf eine gestellte Frage eine bejahende Antwort gäben, sie durch diese Antwort alles das anerkennt, was in der Frage enthalten sei; wenn sie aber nicht alles anerkennt, wollten, was in der Frage enthalten wäre, müßten sie ausdrücklich angeben, was sie nicht anerkennen wollten. Aber nach einem Blick auf die Uhr, der ihn belehrte, daß es schon fünf Minuten vor drei Uhr war, beschloß er, sofort zur Darlegung des Thatbestands überzugehen.

„Der Thatbestand in dieser Sache ist also folgender,“ begann er und wiederholte alles das, was schon mehrere Male von den Verteidigern, dem stellvertretenden Staatsanwalt und den Zeugen gesagt war.

Der Vorsitzende sprach eben und ihm hörten die Gerichtsmitglieder mit tiefsinnigem Gesichtsausdruck zu, sahen ab und an nach der Uhr und fanden seine Rede wohl sehr schön, das heißt so, wie sie sein mußte, aber etwas lang. Derselben Ansicht waren auch der stellvertretende Staatsanwalt, wie überhaupt alle Gerichtspersonen und sämtliche Anwesenden im Saal.

Der Vorsitzende beendete sein Resumee. Es schien, als wäre jetzt alles gesagt. Aber da fand er es nötig, einige Worte über die Wichtigkeit des Rechts zu sagen, das den Geschwornen verliehen war, und hinzuzufügen, daß sie von diesem Recht mit Aufmerksamkeit und Vorsicht Gebrauch machen müßten, und es nicht mißbrauchen dürften, und daß sie einen Eid geleistet hätten, daß sie das öffentliche Gewissen wären, daß das Geheimnis des Beratungszimmers gewahrt werden müsse und so weiter.

Seitdem der Vorsitzende zu reden begonnen, sah die Maslowa ihn unverwandt an, als fürchtete sie, ein Wort zu verlieren; und deshalb fürchtete Nechjudow nicht, ihrem Blick zu begegnen, und schaute unaufhörlich nach ihr hin. Zu

seiner Vorstellung ging jene gewöhnliche Erscheinung vor sich, daß das lange nicht erblickte Gesicht eines geliebten Wesens zuerst zwar durch die äußeren Veränderungen, die mit ihm während der Zeit der Abwesenheit vorgegangen sind, Schreck einflößt, daß es dann aber allmählich ebendasselbe wird, welches es vor vielen Jahren war, daß alle Veränderungen verschwinden und vor das geistige Auge nur der Hauptausdruck der ansichselbstigen, unnahelhaften geistigen Persönlichkeit tritt. Derselbe Vorgang fand in Nechjudow statt.

Ja, trotz der Gefängnisleidung, des stark gewordenen Körpers mit vollerm Busen, des in die Breite gegangenen unteren Gesichtsteils, der kleinen Falten auf Stirn und Schläfen und trotz der geschwollenen Augen war das unzweifelhaft dieselbe Katjuscha, die am Ostersfest ihn, den geliebten Mann, mit ihren verliebten, lebenslustig lachenden Augen so unschuldig von unten nach oben angeschaut hatte.

„Dieser wunderbare Zufall! Da muß dieser Prozess gerade in meine Session fallen, so daß ich, der sie zehn Jahre lang nicht getroffen, ihr hier auf der Anklagebank begegne. Wie wird das alles enden? Ach, wäre es doch nur bald, recht bald zu Ende!“

Er unterwarf sich noch immer nicht dem Gefühl der Reue, welches in ihm zu reden begann. Er sah alles als ein zufälliges Zusammentreffen an, das vorübergehen und sein Leben nicht stören würde. Er fühlte sich in der Lage des Hündchens, das sich im Zimmer schlecht aufgeführt hat und dafür vom Herrn im Gemüde gepackt und mit der Nase in die Abscheulichkeit, die es angerichtet, hineingestoßen wird. Das Hündchen winzelt und drängt zurück, um möglichst weit von den Folgen seiner Aufführung fortzukommen und sie zu vergessen; aber der unerbittliche Herr läßt es nicht los. So fühlte auch Nechjudow bereits die ganze Abscheulichkeit dessen, was er begangen, und spürte bereits die mächtige Hand des Herrn; aber er begriff noch immer nicht die Bedeutung dessen, was er gethan, erkannte noch nicht den Herrn selbst. Er wollte immer nicht glauben, daß das vor ihm sein Werk sei. Aber die unsichtbare, unerbittliche Hand hielt ihn fest, und er fühlte schon, daß er ihr nicht entkommen würde. Er that noch mutig, legte gewohnheitsmäßig ein Bein über das andre, spielte nachlässig mit seinem Pincenez und saß in selbstbewußter Haltung auf dem zweiten Stuhl in der ersten Reihe. Aber dabei empfand er in der Tiefe seines Herzens schon die ganze Grausamkeit, Gemeinheit, Niederträchtigkeit nicht nur dieser seiner Handlungsweise, sondern seines ganzen mühsigen, verdorbenen, grausamen und eigenmächtigen Lebenswandels, und der schreckliche Vorhang, der wie durch ein Wunder diese ganze Zeit, diese ganzen zehn Jahre lang sowohl sein Verbrechen wie sein ganzes späteres Leben vor ihm verhüllt hatte, bewegte sich bereits, und er sah schon hie und da hinter denselben.

(Fortsetzung folgt.)

### Aus der musikalischen Woche.

Was Dichter und Forscher unserer romantischen Literaturperiode für die Festhaltung von Volksliedern gethan haben, und was außerdem an Nachbildung solcher Lieder, an Dichtungen „im Volkston“, geleistet worden ist, bedarf wohl keiner Mühsung mehr. Weniger beachtet dürften die Bemühungen von Musikern nach Festhaltung und Nachbildung des musikalischen Teils jener Lieder sein; und doch reichen die „Lieder im Volkston“ von F. A. P. Schulz, einem seiner Zeit sehr wirkungsvollen Komponisten, noch über jene großen dichterischen Sammlungen zurück. Dann haben an der Seite unserer romantischen Poeten auch die romantischen Komponisten und manche musikalischen Sammler, einschüchelt der Herausgeber von Kommersbüchern u. dgl., viel zur Verbreitung und Fortziehung dieses intimen Nationalbesitzes beigetragen. Nur daß in der Anpassung der Melodien des Volks an den heutigen musikalischen Geschmack wohl weiter gegangen wird als in der Anpassung seiner Dichtungen an den heutigen poetischen Geschmack. Schon der Umstand, daß für diese meist einstimmigen, nicht oder nur dünn begleiteten Gesänge heute eine Begleitung als fast unentbehrlich vorausgesetzt wird, die sich an den seither entwickelten Stand der Kompositionskunst hält, und dann die vorläufig ebenfalls dazugehörige Gewöhnung an eine möglichst symmetrische Rhythmik wirken dazu mit. Ganz besonders interessant wird nun das Anpassungsproblem, wenn es ein specifisch moderner Komponist ergreift, und wenn dieser zugleich den von uns oft beklagten Mangel an selbstständigen Gesängen mit Orchester durch Komposition solcher Lieder für Gesang mit Orchesterbegleitung zu ersetzen sucht. Der jetzige Direktor der Wiener Hofoper, Gustav Mahler, viel gerühmt

und viel befehdet ob seines energischen Eingreifens in die dortigen Opernverhältnisse, befißt auch als Komponist eine Bedeutung, an welche die bisherige Pflege seiner Werke nicht heranreicht. Er gilt als der eigentliche Fortsetzer der über Brindler führenden Entwicklungslinie der modernen Sinfonischen Kunst und seine (zweite) Sinfonie in C-moll, ein kompliziertes Werk mit Gesang, als „der Superlativ dessen, was die neue Zeit in der Kunst der Klänge und Klangmischungen erreicht und vor sich gebracht hat“. In Berlin wurden bisher wohl nur (vor drei Jahren) Teile seiner (dritten) Sinfonie in F-dur aufgeführt. Nun hat das neuliche Konzert der Wagner-Verein Berlin-Potsdam drei seiner vollstiedartigen Gesänge gebracht: Lieder aus „Des Knaben Wunderhorn“ mit Orchesterbegleitung, und hat damit — nach der öffentlichen Hauptprobe zu urteilen — einen schönen Erfolg erzielt, von dem freilich ein Hauptteil jedenfalls der Sangeskunst von Frau Herzog zu danken ist. Die Vereinerung von Volkston mit moderner Kompositionstechnik in diesen Liedern ist ein wertvoller Versuch. War in dem ersten, „Verlorene Mäh!“, namentlich der musikalische Ausdruck der vielen fragenden und anrufenden Interpunktionen bemerkenswert und hingegen im zweiten, „Wo die schönen Trompeten blasen“ eine Portion Sentimentales und Unoriginelles nicht zu übersehen, so hat doch das dritte, „Atheinlegenden“, um so lebhafter eingeschlagen: es ist eine prächtig melodische, zwischen „strophischer“ Form und „Durchkomponierung“ eine gute Mitte haltende Erneuerung des „Vald gras“ im „Nedar“.

Dasselbe Konzert brachte eine Jugendkomposition von Verlioz, die Overture zu Rob Roy (wahrscheinlich dem Scott'schen Roman von 1817), die bisher überhaupt erst zweimal gespielt worden war — das sorgfältige Programmbüchlein des Konzerts gab auch darüber näheren Aufschluß. Mehr läßt sich über das Werk kaum sagen, als daß es eine interessante und sympathische Erstlingsarbeit ist. Das eine der beiden Hauptmotive soll vom Englisch Horn vorgetragen werden; so viel ich sah und hörte, kam jedoch die, diesem Instrument nur eben ähnliche Oboe d'amore zur Verwendung — ein Ersatz, der nicht mehr ungewöhnlich zu sein scheint und kaum leidlicher sein dürfte, als etwa der Ersatz der Mandoline im Ständchen Don Juans durch eine Gitarre.

Ein Seitenstück zu jener Jugendarbeit eines bereits längst unter die Großen aufgenommenen Verstorbenen ist das Beispiel zu der Oper „Die Brant von Ahyd os.“ des noch im Jugendringen stehenden Kapellmeisters Carl Zimmer, der sich im übrigen bereits durch ausgesprochenere Kompositionen moderner Art behauptet hat. Wir hörten jene ansprechende aber nicht aufrichtsvolle Overture wiederum bei dem letzten winterlichen Konzert des von Zimmer geleiteten „Berliner Sinfonie-Orchesters“, das zuletzt, anscheinend in schicksalvoller Ruhe, im Friedrichstädtischen Kasino spielte und nun hoffentlich über Sommer wenigstens einige Kontinuität des musikalisch mühseligen Konzertlebens wahren wird. Unter jetzzeitiger Wunsch, es möge diesem in seinen Verhältnissen so wader aushaltenden Orchester eine Verstärkung beschieden sein, hat sich leider nicht erfüllt; es ist zwar nach wie vor ein „großes“, aber ein sehr schwach besetztes Orchester, und die Zahl seiner Streicher ist sogar um etwas zurückgegangen (6 erste, 4 zweite Geigen und nur je 2 Bratschen, Cello, Bass).

Diesem Abschiedskonzert zuliebe mußte ich auf den größeren Teil eines andren Abschiedskonzerts verzichten, des letzten Kammermusik-Abends der drei Professoren (Wark, Birch, Hansmann), den noch mehrere Künstler auf verschiedenen Instrumenten (Zochim, Mühlfeld = Reiningen und andre) vervollständigten. Die Eingangsummer, die ich hören konnte, war Mozarts Es-dur-Quintett für Klavier, drei Holzbläser (Oboe, Klarinette, Fagott) und einen Wechbläser (Horn), bekannter in der Uebersetzung als Klavierquartett mit drei Streichern. Man bekommt dieses Stück nicht eben sehr häufig in der Reform und in einer — trotz der (schon mehremaligen) professorlichen „Aufficialität“ — so künstlerischen Ausführung zu hören und kann dann gut beobachten, wie viel näher dem Klavierklang der Bläserklang steht als der Streicherklang. Vielleicht tragen solche Eindrücke dazu bei, die Weiterentwicklung der Kammermusik mehr als bisher an die Klavierinstrumente zu weifen.

Erfreulich war es mir, zu hören, daß Rainund von Zure-Mühleu diesmal seinen nensiden (am 31. Januar ds. Jz. besprochenen) Liederabend schon durch die gewählte vornehme Programmstellung übertrifften hat. Daß ihm, von einer schweren Krankheit kaum genesen, bei der Bewältigung eines solchen Programms manches Technische mißglückte, erwies sich, wie mir berichtet wird, nicht als eine Folge etwaiger Mängel seines Könnens, sondern nur seiner merkbaren körperlichen Schwäche. Als ein kleines Hilfsmittel jedoch, um die hohen Töne ohne „Zwischenfall“ gut zu geben, sei diesem prächtigen Künstler eine tiefere Stellung des Kehlkopfes zu empfehlen. Als ein wirkliches Meisterstück und fast erschütternd habe Großs „Mir Jehann“ in der Komposition von J. O. Grimm (Musikdirektor in Münster) gewirkt. —

### Meines Feuilleton.

— Die Eierammlung im Naturkundlichen Museum. Der „Nat. Jg.“ wird geschrieben: In allen Farben des Regenbogens erscheint die Eierammlung am Eingange zu der Abteilung „Vögel“

im Naturkundlichen Museum und gleicht somit einer Kollektion bunter Oester. Auf langen Tischgestell stehen hier vier umfangreiche Schanlkasten nebeneinander, die stets sorgfältig verdeckt sind. Da das Betasten aller Gegenstände im Museum streng verboten ist, entschließt sich Ken- oder Wissbegier selbst hinterwärts nur selten durch schlüchtliges Ausheben eines Deckels in raschem Wida hinter die Gehrinnisse zu kommen. Wer es wagt, steht überrascht vor einer umfangreichen Sammlung „ausgeblasener“ Eier, also eigentlich Eierchalen der verschiedensten Vogelgattungen vom reinsten Weiß bis tiefsten Schwarzblau, in der Form der Angel bis zur Walze, nach Größe vom Kleintindkopf bis zur Erbsen. Die Eier werden teils als vollständige Gelege in Nestern und Nestchen, teils frei, paarig und einzeln, zur Anschauung gebracht. Die permanente Bedeckung „der Eierlisten“ muß erfolgen, um die Eier vor Einwirkung der Sonnenstrahlen zu schützen und damit ihr Verbleiben zu hindern. Um die Differenz der Größenverhältnisse möglichst drastisch zur Anschauung zu bringen, liegt neben dem Meisen: dem Straußenei, der Zwerg der Eierwelt: das Ei des Kolibris. Wie wenig zuweilen dieses Verhältnis dem der gegenseitigen Körpergröße proportional erscheint, zeigen die neben einander liegenden Eier eines Hanshühns und des neuseeländischen Kiwi oder Schnepfenstraukes. Wiewohl beide Vögel körperlich ganz gleich groß sind, ist das Ei des letzteren doch mehrmals so groß als das eines Hühns. Auch die Oberfläche der Eischalen zeigt die größte Verschiedenheit, denn während die mancher Eier wie spiegelglatt poliert erglänzt, ist die anderer rauh, regelmäßig körnig oder hat einen unregelmäßig höckerigen Kallüberzug und erinnert dadurch an die Eier gewisser Reptilien. Bezüglich der Erforschung der Bunttheit der Eier ist viel Tinte verschrieben, viel Druckerchwärze verbraucht worden. Bewährteste Forscher erklären die Erscheinung so einfach wie vernünftig aus Blausäuren, die im Eileiter beim Ablegen der Eier durch Zerreißen zarter Blutgefäße entstanden sind. Auffallend sind die vielen Mißbildungen von Hühnereiern, von denen manche äußerlich zweifelhaft oft in höchst netzigen, ja bizarren Formen erscheinen, während bei andren das Ei noch ein zweites zwar kleineres, sonst aber wohlgebildetes Ei völlig umschließt. Aber auch diese an sich so merkwürdigen wie überraschende Thatsache erklärt sich auf höchst einfache Weise. Tritt nämlich zu einem im Weiter befindlichen Ei noch rasch ein zweites solches, so wird dieses nachfolgende samt Eiweiß und Schale umschlossen und das Doppelte ist fertig. Die merkwürdigsten Uebersichtungen bilden die verschiedenen Kuckuckseier zwischen den Gelegen in den Nestern diverser kleiner Singvögel dadurch, daß sie immer nicht nur wenig größer als die Eier dieser, sondern auch regelmäßig so wie diese vom schönsten Blau bis zartesten Weiß gefärbt sind. Für die Wissenschaft ist die Erklärung dafür noch eine offene Frage, wogegen aber sicher konstatiert ist, daß der Kuckuck nur alle 9-10 Tage ein Ei legt, woraus sich das Unterlassen des eigenen Nestbaus hinreichend erklären läßt. Denn um eventuell 5-6 Eier zu legen würde er etwa 50-60 Tage brauchen, so daß die ersten bereits verdorben sind, wenn er die letzten legen würde. Ein neben den Eiern eines Kuckucks ausgelegter Kuckucks- und Wachtelzeibals soll den Kontrast zwischen Größe des Vogels und Winzigkeit seiner Eier wie umgekehrt noch besonders drastisch zur Anschauung bringen. —

### Theater.

Schiller-Theater: „Brand“. Ein dramatisches Gedicht von Henrik Ibsen. Deutsch von Ludwig Passarge. — Vor Jahren sah ich „Brand“ in Kopenhagen. Der schwedische Schauspieler Lindberg brachte ihn mit. So sehr er aber mit den „Geystern“ — er selbst spielte den Odwald — durchsichtig, so wenig gelang es ihm mit dem „Brand“. Wenigstens bei mir blieb kein stärkerer Eindruck zurück. Lag es daran, daß er als Brand schlecht war? (Er spielte — ungelogen! — einen eleganten Westmann.) Oder lag es an übrigen Ensemble? Oder an der poetischen Art der Dichtung? Ich weiß es nicht mehr. Vielleicht haben alle drei Faktoren mitgewirkt. Jedenfalls schied für mich „Brand“ aus der Reihe der aufzuführenden Dichtungen aus.

Kürzlich sah ich unter diesen Umständen der Aufführung im Schiller-Theater“ mit einigen Zweifeln entgegen. Daß „Brand“ bereits früher an dieser Bühne (der ersten in Deutschland, die ihn aufgeführt hat) Erfolg hatte, wußte ich. Aber was sagt schließlich der Erfolg? Am Theater haben die merkwürdigsten Dinge Erfolg und es kann leicht geschehen, daß ein philosophischer Dichter sich beim Theatermacher für den gespendeten Beifall zu bedanken hat. Der Erfolg, der sich vorgerstern wiederum einstellte, war aber glücklicherweise nicht von dieser Art. Gleich die erste Scene machte einen sehr starken Eindruck. Die große Rede beim Zusammentreffen mit Agnes wurde von Gregori vortrefflich in dramatisches Leben umgesetzt, während sie damals bei Lindberg zu dem elegant pointierten Vortrag eines eleganten Mannes geworden war. Die Bühnenwirkung erreichte ihren Höhepunkt in der Scene, in der Brands Frau die Leiden ihres toten Kindes weggeben muß, weil sie ihr „zur Hölle“ geworden sind. Am meisten widerstrebt die erste Volksscene dem Theater. Die Regie hätte hier für mehr Ruhe und gedrückte Stimmung sorgen können. Man spielte zu wenig, daß Hungernot im Lande ist. Das Boot, in dem Konrad mit Agnes in das sturmumflutete Meer hinausfährt, hätten wir gern vermist. Hier hat nicht nur das „Schiller-Theater“, hier hat das Theater überhaupt seine Grenzen. So etwas kann

einfach nicht zur vollen Geltung kommen und darum sollte man es (nicht nur in diesem Fall, sondern überhaupt) hinter die Scene legen und sich auf die Phantasie der Zuschauer verlassen, die ein besserer Bundesgenosse ist, als selbst der beste Maschinenmeister. Im allgemeinen aber kam „Brand“ voll und rund heraus. Daß man die philosophischen Feinheiten beim Lesen besser genießt, ist selbstverständlich. Das gilt beispielsweise auch vom „Faust“. — Die Frage ist nur, ob man dafür auf der andern Seite etwas gewinnt, und diese Frage muß durchaus bejaht werden. „Brand“ bietet einen reichen und schönen Theaterabend, auch für die Raben, denen die intimsten Reize der Dichtung verschlossen sind. Die Tragik des Manns, der alles oder gar nichts will und dabei zu Grunde geht, dürfte auch dem einfachsten Zuschauer zum Bewußtsein gekommen sein. *Gregori* war als Brand im allgemeinen gut, mitunter war er auch mehr. Wir ist, als stede ihm der Geld und Liebhaber immer noch mehr im Blut, als solchen Aufgaben gegenüber gut ist. Er sollte sich — nicht nur hier, sondern überhaupt — bemühen, seine Gestalten in eine schärfere Beleuchtung zu rüden. Mehr Charaktere und weniger Geld muß für ihn, glaube ich, die Lösung der Arbeit sein. *Frau Werner* zeigte sich in einer Epizödenrolle wiederum als vortreffliche Schauspielerin, während *Grete Meyer* als Gerb durch volle und echte Töne erfreute. E. S.

### Kunst.

c. Reform der Bildhauerei. Reinhold Vegas, Gustav Oberlein und Max Klinger haben sich in sehr bemerkenswerten Gutachten in der „Gegenwart“ über die Reform der Bildhauerei, von der heute so viel die Rede ist, ausgesprochen. Der Wiener Akademie-Professor *Edmund Hellmer* hatte, um die plastische Kunst unsrer Zeit zu heben, eine Reform der Lehrjahre der jungen Bildhauer vorgeschlagen und eine ganz neue Kunstschule gefordert. Diese Schule müßte vor allem eine „Werstatt“ werden, der Schüler in erster Linie das Handwerk lernen. Er darf nicht auf Zeichnen und Modellieren gedrückt werden, sondern muß von Jugend auf meißeln, für Bronze bosseln, in Metall gießen, eiseln, schneiden; in den ersten Jahren soll er in die Marmorstechnik eingeführt werden, in den weiteren die Bronzetechnik erlernen. Seine eigenen Kompositionen müsse er immer selbst in dem Material, in dem sein Gedanke sinngemäß Verwirklichung finden soll, ausführen. Eine zeitgemäße Bildhauerschule muß danach enthalten: größere Modellierfäle, Marmor-Ateliers, eine Versuchs-Bronzegießerei, eine Eislerabteilung und ein chemisches Laboratorium. *Reinhold Vegas* stimmt nun den Grundgedanken *Hellmers* bedingungslos bei. Es sei vollständig richtig, daß wir nahezu gar keine Bildhauer mehr kennen, sondern fast nur noch Modelleure, während begabte Künstler sich zu allen Zeiten mit der persönlichen Ausführung ihrer Werke in Marmor beschäftigt haben; es gäbe freilich heute vielleicht auch weniger Begabte als früher. „Die Erziehung der Bildhauer in den Akademien ist nicht dazu angethan, ihnen das Wesen ihres Berufs klar zu machen. Der thätendurstige Jünger von heute, der nicht im Stande ist, irgend welche Form zu beherrschen und durchzubilden, sucht nach geistreichen, originellen Gedanken und versucht dieselben mit seinem unzureichenden Können zum Ausdruck zu bringen; er weiß nicht, daß in einem griechischen Torso mehr künstlerischer Wert stecken kann, als oft in den größten kompliziertesten Kompositionen.“ An einen praktischen Erfolg der Vorschläge *Hellmers* glaubt *Vegas* jedoch nicht. In unsrer Zeit könne sich der Künstler nicht rücksichtslos idealen Bestrebungen hingeben, die großen Ausstellungen verleiten zur Massenproduktion, die dazu zwingt, fremde Hilfe für die Gestaltung eines Kunstwerks in Anspruch zu nehmen. *Gustav Oberlein* kam sich nicht ganz für den Handwerksweg *Hellmers* begeistern, obwohl er, wie er betont, ihn selbst gegangen ist. Es wäre falsch, wollte man, ausgerüstet mit all den Erfahrungen vergangener Kunststufen, zu den primitiven Mitteln erster Kunstübung zurückkehren. Es wäre eine wahnsinnige Arbeitsverwendung, wollte der Bildhauer durchaus selbst die rohe Gestalt aus dem Marmor schälen. „In welcher Treitmühle des öden Marmorhockens, in welcher Verzweiflungsstadien des rein nur technischen Bronzeform- und Gußverfahrens schwänden dem jungen Bildner die besten frühesten Stunden jugendlicher Begeisterung! Wie viel Mißerfolge im Verhauen des Steins, im Versagen des Gusses würden ihn niederdrücken!“ Die nordischen Künstler dürften sich nicht messen wollen mit der Schönheitswelt der Alten. „Wir, die wir auf der mageren Lese unsrer stillen Werstatt, unmutig von den Späheraugen derjenigen, welche die ewige Schönheit des Nackten aus Kreuz schlagen wollen, hungern umsonst nach solcher Blüte unsrer Kunst. Und trotzdem haben sich auch in unsrer Zeit einige Hochbegabte, Freigelebore und Freigediebene mit dem feinen Vorberreis des Griechentums gekümmert. Aber ihr intimes Schaffen, ihr geheimes Ringen können sie Niemand lehren. Schulen sind Schablonen, Lehren ist für die Massen. Aber allerdings ohne Lehren kein Lernen. Ohne Lernen keine Fähigkeit.“ Was und wie aber in der Bildhauerei gelehrt wird, müsse jeder künstlerischen Individualität überlassen bleiben. — *Max Klinger* schreibt, daß er *Hellmers* Ansicht unterschreibe, daß die Künstler sich persönlich mehr mit dem Material befassen müßten; dagegen ist er der Ueberszeugung, daß auch auf „Zeichnen“ streng gearbeitet werden müsse. Die Erkenntnis der Poesie des Materials könne nicht durch die Schule anerzogen, noch weniger eingebrüllt werden. Viel hängt von Personen und

Umständen ab, die sich nicht dekretieren oder schematisieren lassen. Eine Verbindung zwischen Publikum und Künstlern, vor allem aber zwischen Künstlern und Architekten ist die beste Schule, wie das schnelle Aufblühen der secessionistischen Kunstbewegung in Oestreich beweise. „Wir in Deutschland haben die *lex Heinze*. Und mir erscheint dieselbe mißverstanden. Nach Socialistengesetz, Diktaturparagrafen soll diese *lex* mit ihren Undeutlichkeiten und ihren Interpretations-Spielen wohl eine Vorbereitung zu Kirchen- und Glaubensgesetzen abgeben. Brauchen wir dann Bildhauerschulen?“ —

### Aus dem Pflanzenleben.

— Ueber recente Baumwurzeln im Tertiär schreibt *Reichard* im „Prometheus“: In der Nähe von Bitterfeld wird ein mächtiges Braunkohlenflöz, welches dem dortigen Tertiär eingelagert ist, an vielen Stellen in großen Tagbauten ausgebeutet, indem durch große Trockenbagger das teils aus Diluvium, teils aus tertiären Schichten bestehende Deckgebirge bis zur Oberfläche des Kohlenflözes abgeräumt wird. Die in diesem Deckgebirge auftretenden Schichten bestehen, soweit sie dem Diluvium angehören, aus Grundmoräne (Geschiebemergel) Sanden und Schottern und besitzen eine mittlere Mächtigkeit von 6 bis 10 Meter. Darunter folgt entweder unmittelbar das Braunkohlenflöz oder es sind noch Tertiärschichten, und zwar kalkfreie, fetts Thone in wechselnder Mächtigkeit, dazwischen geschaltet. In dieser Thonen im Hangenden der Braunkohle finden sich eine Menge von Pflanzenresten in Form von Blattabdrücken, von deren organischer Substanz gewöhnlich nur noch ein die stärkeren Nerven vertretendes Kohlenfädchen sich findet. Neben diesen Blättern aber enthält der Thon noch, und zwar an manchen Stellen in großen Mengen, eigentümliche, wurzelartige Bildungen, die ihn nach allen Richtungen hin durchsetzen. Die stärkeren dieser Wurzeln — wie wir sie nennen wollen — besitzen einen Durchmesser bis zu 2 Centimeter und von ihnen gehen zartere, dünnere bis Stridnadel dicke, dunkel gefärbte Nebenwurzeln aus. Während aber sonst im Tertiär die pflanzliche, organische Substanz in Braunkohle oder Lignit verwandelt ist, besitzen diese Wurzelhölzer eine ganz außerordentliche Frische und machen durchaus den Eindruck, als gehörten sie Gewächsen der Jetztzeit an. Bei den Arbeitern in den Braunkohlengruben sind diese Hölzer sehr bekannt wegen ihrer außerordentlich porösen Struktur, die sie zu Cigarettenurrogaten ebenso geeignet macht, wie das bekannte spanische Rohr, an dem wir unsre ersten Rauchversuche zu machen pflegten; die Wurzeln heißen infolge dessen bei den Bitterfelder Jungen „Cigarettenholz“. Die Ansicht, daß es sich hier nicht um tertiäre, sondern um recente Pflanzenreste handelt, stand bei mir von vornherein fest, und nach langen Vermutungen ist es mir gelungen, durch Vermittelung von Herrn Geheimrat Engler die Zugehörigkeit dieser Pflanzenreste zu ermitteln. Eine im Botanischen Museum in Berlin ausgeführte Untersuchung ergab nämlich, daß es sich um Pappelwurzeln handelt, deren luminöse Beschaffenheit wahrscheinlich auf das Gedeihen in einem sehr feuchten Boden zurückzuführen ist. Das Merkwürdige ist nun, daß in den tertiären Thonen diese Wurzeln ihre natürliche Beschaffenheit ausgezeichnet konserviert haben, während in dem darüber lagernden Deckgebirge keine Spur von ihnen zu finden ist. Bei den Sanden und Schottern und bei der Durchlässigkeit derselben für Luft und Wasser ist die vollkommene Verwesung der Pappelwurzeln nicht weiter auffällig; dagegen muß es einigermaßen befremdend erscheinen, daß auch in dem erheblich schwerer durchlässigen Geschiebemergel keine Spur von ihnen erhalten geblieben ist. Es muß also in diesen aus ungefähr 60 Teilen Sand und 40 Teilen Thon bestehenden Grundmoränenbildungen des Diluviums die Durchlässigkeit gegenüber den oxydierenden Agentien (Luft und Wasser) eine ganz erheblich größere sein, als in den tertiären, vollkommen sandfreien und außerordentlich fetten Thonen. Heute dehnen sich auf der Hochfläche, die sich von Bitterfeld nach Köthen hin erstreckt, auf dem fruchtbaren Lehmboden große Getreidefelder aus, und meilenweit kann man wandern, ohne auf Wald zu stoßen. Das muß früher anders gewesen sein, denn die weite Verbreitung dieser Pappelwurzeln deutet auf eine allgemeine Laubwalddede hin, in welcher die Pappel, und zwar voransichtlich Pitterpappel, eine große Verbreitung besaßen. Weiter lehrt uns dieses Vorkommen, daß die Wurzeln mancher unsrer Laubbäume bis in außerordentliche Tiefen in den Boden hineinreichen, denn diese Pappelwurzeln des Bitterfelder Tertiär liegen, und zwar nicht mit ihren äußersten Verzweigungen, sondern immer noch in der Stärke eines Spazierstocks, bis zu zwölf und mehr Metern unter der Oberfläche. —

### Humoristisches.

— Unter Frauen. „Jeanne ist eine allerliebste Frau, ich kenne nur einen Fehler an ihr: daß sie sich überall langweilt.“  
„Oh! Sie hat einen noch viel größeren . . . sie ist nicht egoistisch.“  
„Ain, sie langweilt auch die andern!“ —  
— Die Bestie im Menschen. Sie (beim Zeitungslernen): „Schon wieder ein Artikel: „Die Bestie im Menschen!“ Was ist das denn eigentlich?“  
Er: „Jedenfalls der *Vandurum!*“ — („Jugend.“)